

# Blind

Autor(en): **Weibel, Rosa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571744>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schmückt das vollendete Kunstwerk. Ich beginne Freude zu sammeln über die Gabe und Dankgefühl für den Künstler.

Der Kopf blickt mir über den Arm, wenn ich schreibe, und ist still und geduldig, wenn ich ihn nicht beachte. Er vertreibt sich die Zeit mit Schauen und etwas

Spott um die Lippen. Woher er das nur hat?

Er kann ernst sein, und er kann aufrichtig wirken. Manchmal schiele ich wie fragend zu ihm hinüber. Aber meist blicken wir einander froh und mit freundschaftlichem Verstehen gerade ins Gesicht.

## Blind.

Nachdruck verboten.

Skizze von Rosa Weibel, Zürich.

Er ist so aus dem Kriege heimgekommen. Das eine Auge wurde ihm durchschossen, das andere ging verloren, weil er zwei Tage lang auf Hilfe warten mußte, zwei Tage, die ein Leben voll Qual ausfüllten. Jetzt hat er noch seine Mutter. Jeder Blinde sollte eine Mutter haben. Sie ersetzt wie sonst nichts in der Welt das Augenlicht. Seine Mutter liest für ihn, schreibt für ihn, denkt für ihn. Sie sagt: „Der Abend ist golden. Ueber dem Hügel schweben kleine Wolken, unten sind sie rot, oben schwarz. Siehst du sie?“

„Ich sehe sie ganz deutlich, Mutter.“

„Da sind eine Menge Nüsse vom Baum gefallen.“ Sie tritt auf die grünen Schalen. „Riechst du?“

„Ja, Mutter, es riecht nach Herbst.“

„Setzen wir uns hieher, da fühlst du den Wind. Tina kommt, die Graspabel auf der Schulter, durch die Wiesen, Gesicht und Arme braun wie eine Indianerin. Drüben bei der Scheune liegt auch Hektor. Möchtest du, daß er kommt? Hektor!“

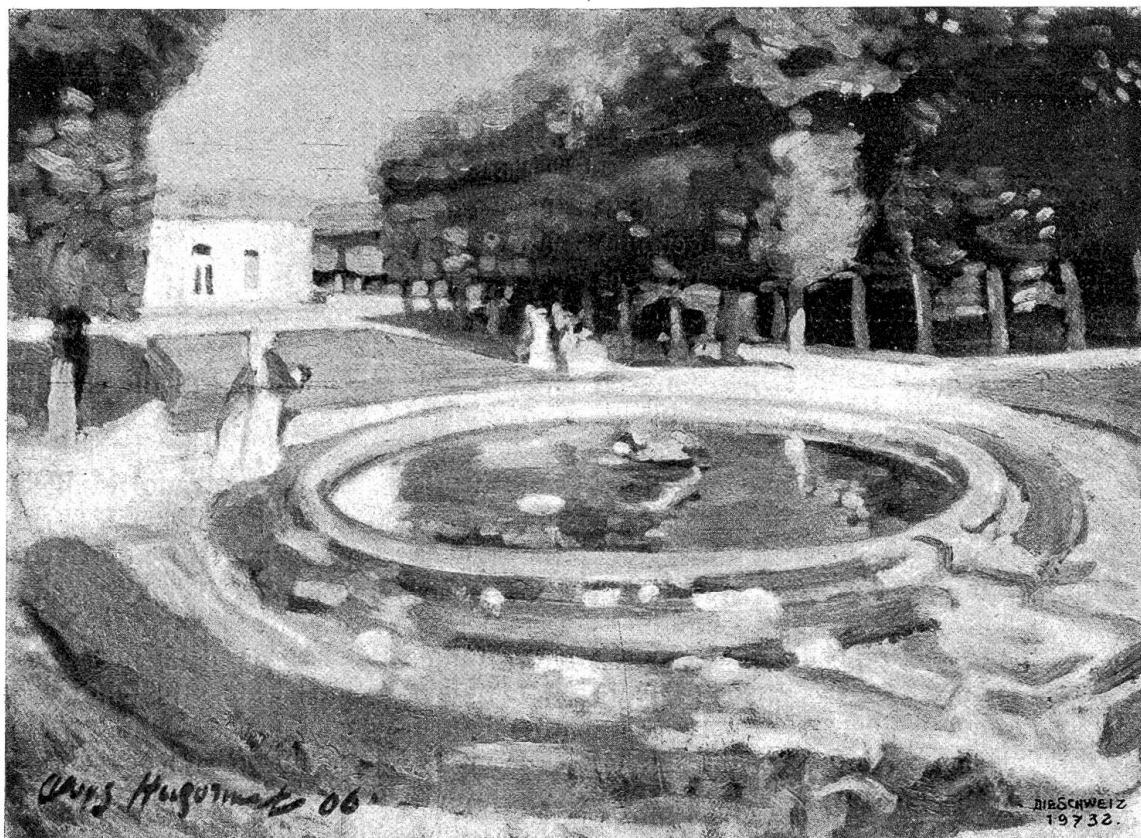
Der Hund leckt seinem Herrn die Hände, legt die Schnauze auf sein Knie und schaut voll Liebe in das erloschene Gesicht des Blinden. Der streichelt ihm den Kopf.

„Trägst du das grüne Kleid mit den großen Knöpfen, Mutter?“

„Ja.“

„Ich sehe dich gut, Mutter.“

„Mußt du dich sehr anstrengen?“



Aloys Hugonnet, Morges.

Trianon (1906).

„Gar nicht.“

Er gibt sich Mühe, nicht mutlos zu werden, und mit seiner ganzen Kraft sorgt er dafür, daß die Mutter ihn nicht traurig sieht. Aber einmal hat sie es doch sehen müssen.

Auf dem nächsten Landgut lebt seine Braut. Seine gewesene Braut. Jetzt kann ja von einer Hochzeit nicht mehr die Rede sein. Dennoch muß er viel an sie denken. Er hat sie nie mehr gesprochen, seit er fort mußte, in den Krieg. Er ist ja auch noch nicht lange wieder da. Und er denkt: „Wird sie nie zu mir kommen? Wird sie mir nicht vielleicht eine Freundin werden, die mich durch den Garten und die Wiesen führt und für mich sieht — wie meine Mutter? Sie hat mich so sehr geliebt . . . Was wird sie tun?“ Aber er spricht nie davon, und auch die Mutter schweigt. Da geschieht es einmal, daß seine Mutter ihn schreiben lehrt und sie mit viel Eifer an der Arbeit sind. Mitten aus der Lektion heraus wird die Mutter von einer Magd gerufen. Es geht lange, bis sie zurückkommt; er aber hat sich allein weiter gemüht. Nun sitzt sie wieder neben ihm und hilft. Auf einmal fühlt er es. Er legt den Stift ab, lehnt sich in seinen Sessel zurück und verharrt regungslos mit blaß gewordenem Antlitz. Da geht leise die Türe, und

draußen hört er jemanden trostlos weinen. „Mutter, warum hast du mir nichts gesagt?“

„Sie wollte es nicht. Sie sagte, sie müsse dich sehen, aber ohne dein Wissen, sie fürchtet sich . . .“

„Fürchten?“

„Ja.“

„Sie fürchtet sich vor meiner Blindheit.“

„Vor deinem Schmerz, vor deiner Verzweiflung.“

„Vor meiner Liebe,“ sagt er leise.

Und jetzt geschieht es, daß seine Mutter die ganze Trostlosigkeit und Trauer der Welt auf dem Antlitz ihres Kindes sieht. Es ist die größte Qual, die sie erlebte. Sie küßt seine Hände und flüstert: „Bin ich nichts? Kann ich dir nichts sein?“

Seine zuckenden Hände gleiten über ihre Wangen. „Alles, Mutter, alles, alles bist du mir! Aber eine Stunde, eine einzige Stunde muß ich ihm lassen, dem da drinnen . . .“

Da geht sie.

Er ist wieder ruhig geworden. Seine Mutter hat ihn zu eigen wie damals, da er noch ein Knabe war und nichts von Mädchenliebe wußte und nichts von grausamen Mädchen, die sich fürchten. Eine Mutter fürchtet sich nie.

## Ernst Zahn zum fünfzigsten Geburtstag.

Mit zwei Bildnissen.

Am 24. Januar wird Ernst Zahn fünfzig Jahre alt. Als ein jugendlich Frischer langt er auf der Höhe des Lebens an, ungeschmälert in seiner erstaunlichen Leistungskraft und Arbeitslust, und doch sieht er auf ein Vierteljahrhundert reichen schriftstellerischen Wirkens zurück.

Es sind ungefähr fünfundzwanzig Jahre her, seit der Gastwirt von Göschenen, der ins Hochgebirg verpflanzte Zürcher, seine ersten Novellen schuf. Nicht mit einem Schlager führte er sich in die Literatur ein, und keiner der Sensationserfolge, denen so rasch der flau Abguß folgt, trug ihn hoch; aber Aufsehen erregte er von Anfang an, denn von Anfang an ward fühlbar, wie man es hier mit einem Seltenen, Einzigem zu tun hatte.

Heute, da schon den späten Drei-

ßigern der Göschener Dichter von Jugend an vertraut ist, hält es schwer, sich in die Zeit zurückzusehen, wo auf unserm Schweizerparnaß diese markante Persönlichkeit fehlte; dennoch sollte man sich nicht darüber wundern, daß im Anfang viele dieser eigenartigen Erscheinung ratlos gegenüberstanden, wird Zahn doch auch heute noch, besonders als Künstler, von manchem mißverstanden. Da er zunächst seine Stoffe der bäuerlichen Welt seiner neuen Bergheimat entnahm und seine Sprache aus dem Hort der Mundart schöpfte, drängte sich der Vergleich mit Jeremias Gotthelf auf; er war so falsch wie möglich. Eine näherliegende Anknüpfung an Conrad Ferdinand Meyer jedoch scheint man nicht versucht zu haben, weil die Klust, die Anschauungen und Tempera-